Rosa Zick und Saskia Ziemacki

Zwielicht – Joseph von Eichendorff

Zwielicht[1]

1 Dämm'rung will die Flügel spreiten,
2 Schaurig rühren sich die Bäume,
3 Wolken zieh'n wie schwere Träume –
4 Was will dieses Grau´n bedeuten?

5 Hast ein Reh Du, lieb vor andern,
6 Laß es nicht alleine grasen,
7 Jäger zieh'n im Wald und blasen,
8 Stimmen hin und wieder wandern.

9 Hast du einen Freund hienieden,
10 Trau ihm nicht zu dieser Stunde,
11 Freundlich wohl mit Aug' und Munde,
12 Sinnt er Krieg im tück'schen Frieden.

13 Was heut müde gehet unter,
14 Hebt sich morgen neugeboren.
15 Manches bleibt in Nacht verloren –
16 Hüte Dich, bleib wach und munter!

Das Gedicht *Zwielicht* entstammt Eichendorffs Roman *Ahnung und Gegenwart* aus dem Jahr 1815. Der Titel ergänzte das Lied erst in Eichendorffs erster Gedichtsammlung von 1837.[2] Im Roman wird es im 17. Kapitel des zweiten Buches von einer zunächst nicht zu identifizierenden Stimme gesungen, die aber im Verlauf des Kapitels als Stimme der Gräfin Romana interpretiert werden kann (vgl. AuG, S. 270). Sie wendet sich implizit an den Hauptprotagonisten, den Grafen Friedrich, der sich auf einer Jagd befindet.

Es liegt ein umarmender Reim mit fast ausschließlich reinen Reimen vor; mit Ausnahme von »spreiten« (V1) und »bedeuten« (V4), was die Frage »Was will dieses Grau´n bedeuten?« im vierten Vers hervorhebt. Bei dem Metrum handelt es sich um einen vierhebigen Trochäus mit weiblicher Kadenz, der »geschwind durch die Verse [trägt]«[3] und keinen Grund zur

[1] Publikationsgeschichte nach Hartwig Schulz: *Joseph von Eichendorff Gedichte Versepen*, Frankfurt am Main 1987, S. 918: Erstdruck 1815 in *Ahnung und Gegenwart* ohne Titel; 1837 in *Gedichte von Joseph Freiherr von Eichendorff*, Berlin 1837 unter dem Titel *Zwielicht*; Nach Gertrud Pulicar, *Eichendorff und Wien*, Diss. Wien 1944 (masch.) 1811 entstanden. Zur Entstehungszeit siehe auch Klessmann 1995, S. 318.

[2] Vgl. ebd.

[3] Theilen 2017, S. 272.

Verunsicherung gibt. Der gleichmäßige Rhythmus steht im Kontrast zum Inhalt, der auf »die Stunde des trügerischen Lichts zwischen Tag und Nacht«[4] verweist und eine bedrohliche Stimmung hervorruft. Das Vertrauen in die Dinge, die vorher Halt gegeben haben, bricht weg, da jegliche Umrisse verschwimmen. Die Dämmerung tritt metaphorisch als Raubvogel auf (vgl. V1), was eine Verbindung zum Reimschema ergibt: So wie der umarmende Reim die Strophen einrahmt und vor Außeneinflüssen abschirmt, hüllt die Dämmerung alles in ein »zwielichtige[s] Dazwischen«[5]. Die Dämmerung liegt nach Günther wie eine Drohung über dem ganzen Gedicht.[6] Diese unheimliche Bedrückung spiegelt sich laut Klessmann im Gedicht in der Natur wider: »die ziehenden Wolken werden zu Abbildern nächtlichen Alps, das Wehen des Winds in den Bäumen erinnert an das Stöhnen von Unerlöstem.«[7] Die unüberschaubare, uneindeutige Situation steht im Kontrast zur gleichmäßigen Form (Metrum; reine Reime).

Eichendorff erhöht die Spannung durch die Verwendung der Begriffe *Zwielicht* und *Dämmerun*g, deren semantische Bedeutung nicht deckungsgleich ist. Während sich *Dämmerung* auf deren Prozess bezieht, ist das Unsichere und Gespaltene mit *Zwielicht* konnotiert.[8] Die Personifikation der Bäume steigert das Gefühl des Unbehagens, wenn diese sich »schaurig rühren« (V2).

In der zweiten Strophe wird ein anonymes »Du« (V5) dazu angehalten, das Reh, das als Symbol für etwas Gefährdetes und Geliebtes steht, vor den Jägern zu beschützen. Im Romankontext kann es somit als Metapher für Rosa, der Geliebten Friedrichs, stehen, die sich in Gefahr befindet, vom Erbprinzen verführt zu werden. Als Friedrich nach der Jagd auf sie trifft, flieht sie ängstlich, verwirrt und wie ein »aufgescheuchtes Reh« (AuG, S. 271). Romana führt ihm vor Augen, dass er Rosa verliert, wenn er nicht handelt. Er kann ihre Warnung jedoch nicht deuten, beziehungsweise erst viel zu spät.

Das Waldhorn dient als Signalinstrument und kündigt die Jäger an (vgl. V7), die nicht mehr sichtbar und ständig in Bewegung sind und einen Kontrast zum grasenden Reh (Ruhepunkt) bilden. Die Personifikation »Stimmen hin und her wandern« (V8) verstärkt das Unbehagen und die Dynamik, denn niemand weiß, wessen Stimmen zu hören sind und was sie bedeuten.[9] Die zweite Strophe zeigt, dass das Naturbild »seinen idyllischen Charakter verloren [hat]; es

[4] Scholz 1988, S. 257.
[5] Theilen 2017, S. 270.
[6] Vgl. ebd.
[7] Klessmann 1995, S. 318.
[8] Das Zwielicht steht »als spezifische Lichtqualität im Zentrum«, da es Grund und Auslöser der Desorientierung, Wahrnehmungsbeeinträchtigung und Angst ist. Vgl. Theilen 2017, S. 277.
[9] Vgl. Klessmann 1995, S. 319.

haftet ihm etwas Dämonisches an.«[10] Scholz spricht von dem häufig auftretenden Motiv der Verfremdung in romantischer Dichtung.[11] Dieses Motiv wird in der dritten Strophe gesteigert: »Im ‚Zwielicht' ist der Freund nicht mehr das, was er war; doppelgängerisch hat er sich in sein Gegenteil, in den ‚Feind' verwandelt.«[12]

In der dritten Strophe liegt der Fokus auf zwischenmenschlichen Beziehungen, denn das »Du« wird vor seinem Freund »zu dieser Stunde« (V10) gewarnt. Das Adverb »hienieden« (V9) bedeutet zum einen »hier unten, auf Erden«[13] und meint somit einen irdischen Menschen. Zum anderen heißt »nieder« auch »herab, herunter, hinunter, hinab«[14] und bezieht sich im Romankontext auf den Erbprinzen, der Friedrich hintergeht und nach der Jagd auf Rosa wartet, um sie am Fuße des Bergs abzufangen. Romana kann sich auch selbst meinen, denn sie bleibt als Sängerin unerkannt, macht die Deutung für Friedrich somit unmöglich und handelt eigennützig. Klessmann bezieht sich auf folgenden Prozess: »Vertrautes wird unheimlich fremd, das Licht fahl, der Freund scheint nicht mehr verläßlich, als sei etwas in ihn geschlüpft, das ihn seiner wahren Identität entäußere, ihn zum verhexten Trugbild verwirre«[15]. Die Prolepse[16] »**Freundlich** wohl mit Aug und Munde« (V11) hebt die adjektivistischen Gegensatzwörter (freundlich/tückisch) hervor und auch die Opposition »Krieg« und »Frieden« (V12) verstärkt die Dringlichkeit der Warnung. Die Strophe zeigt die »Doppelgesichtigkeit und Verfremdung zwischenmenschlicher Beziehungen«[17], da nun auch die Menschenseele etwas Dämonischem gleicht.

Die letzte Strophe beinhaltet mehrere Kontraste und beantwortet die anfängliche Frage. Das Adverb »morgen« (V14) ist ein Symbol für Hoffnung und Zukunft: Der Morgen bringt einen in die Realität zurück[18], da die unheimliche Stimmung verschwindet. Die Nacht, in der Manches verloren bleibt (vgl. V15), symbolisiert die Zeit der Normverletzung und den Wahrnehmungsverlust. In Bezug auf Friedrich verweist sie auf den Verlust von Rosa. Die *Exclamatio* »Hüte Dich, bleib wach und munter!« (V16) unterstreicht die Finalstruktur des

---

[10] Scholz 1988, S. 258.
[11] Vgl. Ebd., S. 251.
[12] Ebd.
[13] Als »hier nidana« (ahd.) verwendet und zu »hieniden(e)« (mhd.) zusammengerückt. Vgl. EtymWb., [online], 08.02.21.
[14] »Nider« im Mittelhochdeutschen als »hinunter, herunter«. Vgl. Ebd.
[15] Klessmann 1995, S. 319.
[16] Damit ist die Vorwegnahme eines Satzgliedes gemeint.
[17] Scholz 1988, S. 258.
[18] Vgl. Theilen 2017, S. 273.

Liedes, da es erst zur Steigerung der Gefahr und schließlich zur Warnung kommt, die Gefahren zu bekämpfen. Es entsteht eine optische und inhaltliche Rahmung.

Im historischen Kontext verweist das Lied auf die (Zukunfts-)Ängste und Unzufriedenheit der Menschen über ihre soziale Lage. Durch die Aufhebung der Ständegesellschaft kam es zur Existenzbedrohung und Krise des Individuums. Das Lied hält dazu an, die Hoffnung zu wahren, da sich die Lebensumstände trotz Verluste wieder bessern. Klessmann versteht das Lied als Warnung vor irrationalen Ängsten, denn das Geliebte ist primär durch uns selbst gefährdet: »In der Stunde und im Zwielicht der Angst glauben wir von Gefahren umstellt zu sein, die uns einzig die Furcht suggeriert; denn niemand raubt mir das Reh, und der Freund ist verläßlich«[19]. Günthers philologische Deutung nimmt an, dass der Mensch sein wahres Ich zeigt, »wenn ihm der Blick auf den Himmel abgeschnitten wird: betrügerisch, sinnlich, passiv und widerstandslos, in ständiger Todesgefahr, also sterblich«[20]. Diese Warnung bzw. Lehre findet sich in der zentralen Frage »Was will dieses Grau´n **bedeuten**?« (V4), da »bedeuten« mit »jemanden anweisen, belehren, warnen«[21] gleichgesetzt werden kann.

Primärliteratur:

Joseph von Eichendorff: *Ahnung und Gegenwart. Sämtliche Erzählungen*, hg. v. Wolfgang Frühwald/ Brigitte Schillbach. Frankfurt am Main 2007.

Weiterführende Literatur:

Günther, Friederike: Die Dämmerung als anthropologische Grenzerfahrung Claudius' Abendlied und Eichendorffs Zwielicht, in: Jochen Achilles/ Roland Borgards/ Brigitte Burrichter (Hg.): *Liminale Anthropologien*, Würzburg 2012, S. 67-84.

Klessmann, Eckart: Stunde der Anfechtung, in: Marcel Reich-Ranicki: *1000 deutsche Gedichte und ihre Interpretationen*, Frankfurt 1995, S. 317-321.

Scholz, Ingeborg: *Das Motiv der Verfremdung in Texten der Romantik. Tieck »Der blonde Eckbert« – Eichendorff »Zwielicht«*, in: Literatur für Leser 9 (1988), S. 251-259.

Theilen, Ines: Zwielicht. Joseph von Eichendorffs Gedicht im Widerschein ästhetischer und naturwissenschaftlicher Diskurse um 1800, in: Dies./ Urs Büttner (Hg.): *Phänomene der Atmosphäre. Ein Kompendium Literarischer Meteorologie*, Stuttgart 2017, S. 270-280.

[19] Klessmann 1995, S. 319.

[20] Günther 2012, S. 79.

[21] Vgl. EtymWb. [online], 15.02.21.